

Offenherzig ließ ich mir jüngst einen Bären aufbinden. Mich rief ein „Saubermann“ an. Er hätte eine Unregelmäßigkeit in meiner Mülltonne entdeckt: Produktreste, deren Sammlung innerhalb klar definierter Grenzen für die gelbe und die schwarze Tonne zu erfolgen habe, würden wohl in meinem Haushalt – wie auch bei den Nachbarn – eher lax separiert. Ich kam ins Schwitzen. Die Unverschämtheit des Anrufers machte mir zu schaffen, nicht minder störend allerdings kroch das schlechte Gewissen in meinen Nacken.

Der Anruf war eine Ente. Das schlechte Gewissen blieb; tatsächlich trenne ich eher lax, in Bio- und Nicht-Bio-Müll (abgesehen von Papier und Glas). Nicht-Bio allerdings sollte verwertbar und verbrennbar unterscheiden. Gelbe Tonne: Verpackungsmüll. Schwarze Tonne: Reste. Städtische Entsorgungsgesellschaften, in Berlin die BSR, geben Sortierhilfen an die Hand. Mein undifferenziertes Entsorgen des Nicht-Bio-Guts führt dazu, dass mehr Müll verbrannt wird als nötig. Zwar landet der Mischmasch hierzulande in High-Tech-Verbrennungsanlagen, wird wenigstens die letzte Energie aus ihm gesogen – allein, Reste der Reste bleiben als Schlacke zurück, CO₂ entsteht, und der einmal unter hohem Aufwand hergestellte Kunststoff wird dem Kreislauf entzogen. Müll bleibt in der schwarzen Tonne Müll. Leider landen auch Abfälle aus der Gelben Tonne bisweilen in der Verbrennung, teils in Südostasien. Soweit zum Hausmüll.

Die EU-Kommission legte im Januar 2018 ein Strategiepapier vor, demnach bis 2030 alle Plastikverpackungen wiederverwertbar, also passend für die gelbe Tonne, sein sollen. Gleichzeitig sind die Ansprüche, etwa an die Qualität für Lebensmittelverpackungen, teils hanebüchen – eine Recyclingplastik darf nicht zum Joghurtbecher werden. So werden bestimmt bald neue Produktlinien entstehen, die den Markt für jede Stufe der Wiederverwertung ausloten. Respektive könnte man es mit dem ersten Satz aus dem Miniflyer zur Abfallvermeidung und Abfalltrennung der BSR halten: „Je weniger Abfälle wir produzieren, desto mehr können wir unsere Umwelt entlasten.“ Der klebt jetzt an meiner Tonne.

Hier spricht der Saubermann

Josepha Landes
lässt derzeit vor lauter Mülltrennung die Müllproduktion schleifen, fragt sich doch: Wohin damit?



Vorstellungswelten

Text **Bernhard Schulz**

„Eine Collage akzeptiert Fehler“: Tatiana Bilbao zeigt ihre Arbeit im Louisiana Museum



Als Computerrenderings neu waren, konnte man gar nicht genug bekommen von den schicken Bauten, die sie vorstellen, samt der schönen jungen Menschen, die sich davor und darin in idealer Verteilung bewegen. Inzwischen ist man skeptischer geworden. Die Diskrepanz zwischen den schmeichlerischen Bildern und der harten Wirklichkeit ist allzu oft ernüchternd.

Noch sind die Architekten, die auf Computersimulation verzichten, in der Minderzahl. Tatiana Bilbao zählt zu ihnen. Die mexikanische Architektin vertraut auf die Kraft ihrer Zeichnungen, Collagen und Materialmodelle. So kommt die Ausstellung, die das dänische Louisiana Museum nördlich von Kopenhagen in seiner Reihe „Die Architektenwerkstatt“ zeigt, ohne die gängigen Computerausdrucke daher. Das macht es dem Betrachter nicht immer einfach, in den ausgestellten Zeichnungen und Collagen das künftige

Bauwerk zu erkennen. Aber genau darum geht es Bilbao: „Eine Collage akzeptiert Prozesse, sie akzeptiert Fehler“, hat die 47-jährige Architektin, die in Mexiko-Stadt aufgewachsen ist und dort arbeitet, kürzlich in einem Interview gesagt und hinzugefügt: „Ich glaube fest daran, dass der Prozess ein Dialog ist.“ Und als Ziel ihrer Arbeit nennt sie: „Ich möchte, dass meine Architektur eine Basis ist für jedermann, um seinen eigenen Lebensstil zu schaffen.“

Die Ausstellung im Louisiana ist in drei Kapitel unterteilt: „Landschaften“, „Merkwürdigkeiten“ (curiosities) und „Orte“ (places). „Landschaft“ bedeutet im Verständnis von Tatiana Bilbao, sich dem Umfeld ihrer Arbeit anzunähern. Das ist zum einen ihre mexikanische Heimat, zum anderen aber das Museum, in dem sie ausstellt, und aus dessen Sammlung sie verschiedene Werke in ihre Präsentation integriert hat, gemeinsam mit

Werken aus dem Nationalmuseum der Künste in Mexiko-Stadt. Dazu hat Bilbao eine „urbane Struktur“ geschaffen, eine begehbare Ausstellungsarchitektur, die den Besucher in die Vorstellungswelt der Architektin hineinzieht. Das setzt sich fort in einem großen Regal, das die „Merkwürdigkeiten“ (curiosities) in Gestalt von Bauteilen, Modellen und Collagen birgt. Der dritte Teil spielt sich im angrenzenden Raum ab: Dort sind Installationen aufgebaut, die die Techniken des mexikanischen Bauens und damit die von Bilbao bevorzugte Bauweise widerspiegeln. Es sind einfache Strukturen, Mauerwerk, Halbkreise und Bögen, die Bilbao verwendet und im ländlichen Mexiko auch mit ungelernten Arbeitern umsetzen kann.

Im Fokus der Ausstellung steht der Botanische Garten von Culiacan, den Bilbao gemeinsam mit 35 Gärtnern und Botanikern weiterentwickelt hat. Der Garten geht zurück auf das Jahr 1986 und soll nun durch die Installation von Kunstwerken und 15 Gartenpavillons bereichert werden. Als Baumaterial wurde Sichtbeton gewählt, der sich im Laufe der Zeit dem Grün der üppigen Vegetation anpassen wird. Überwiegend sind es Palmen und Bambusarten, die im Garten gepflegt werden; derart, dass sie einerseits die Struktur der Wege und der Pavillon-Bauplätze vorgeben, aber andererseits in ihrem üppigen, tendenziell alles überwuchernden Wachstum gezähmt werden.

Daneben wird das Aquarium und Forschungszentrum in Mazatlán gezeigt, das 2021 fertiggestellt werden soll; ein weiteres Beispiel für die naturbezogene Arbeitsweise Bilbaos. Das gesamte, selbst wie eine Collage zusammengesetzte Ensemble – charakterisiert durch streng

rechtwinklig zueinanderstehende, unterschiedlich lange und hohe Wandscheiben –, soll begrünt oder besser gesagt überwuchert werden.

Gemessen an den eingangs zitierten Worten Bilbaos kommt ein Vorhaben wie das im materialreichen Katalog näher dargestellt Ocoyoacac-Minimalhaus im mexikanischen Apan ihren Idealvorstellungen nahe. Die Architektin stellt nur die Kernkomponenten in Form einzelner Zellen für Küche, Sanitär und Schlafen bereit, zwischen denen genügend Platz bleibt, um den Bewohnern nach Maßgabe ihrer materiellen Möglichkeiten die allmähliche Überbauung hin zu einem einzigen Haus zu ermöglichen. Wie ein solcher „Zusammenbau“ aussehen könnte, bleibt den Bewohnern überlassen. Ein gedanklicher Vorgänger war das Projekt in Ciudad Acuña (Foto links).

Nichtsdestotrotz, in ihrem Œuvre finden sich auch hochartifizielle Privathäuser wie die aus fünfeckigen Kompartimenten additiv geformte „Villa Ventura“ in Monterrey von 2011 (Foto rechts). Dennoch überwiegt der gemeinschaftsbildende Aspekt. Als sie eingeladen wurde, den 65 Kilometer langen Pilgerweg in Jalisco nutzerfreundlicher auszustatten, entwarf sie die „Offene Kapelle der Dankbarkeit“. Kein Gebäude, sondern vier rechtwinklig zueinanderstehende, unverbundene Wandscheiben: eine Reverenz, so der begleitende Katalog, an Luis Barragán und seine „Torres de Satélite“ – über den aber der Name des Mitschöpfers Mathias Goeritz nicht vergessen werden sollte. Kunst kommt von Kunst, und Tatiana Bilbao wäre gewiss die Letzte, die das bestreiten wollte. Ihr Werk ist schon jetzt, in der Mitte ihres Berufswegs, prägend und von eigenem Gewicht.

Tatiana Bilbao
Louisiana Museum, Gl Strandvej 13, 3050 Humlebæk, Dänemark
www.louisiana.dk
Bis 5. April
Der Katalog (Lars Müller Publishers) kostet 45 Euro



Das Haus „Vivienda Popular“ in San Cristobal hat gerade mal 6000 Euro gekostet. Unten: Die Landschaft neben der Architektur: Die Collage zum Projekt „Staterra“. Abb.: Tatiana Bilbao Estudio

